



Unweit des vermuteten Standorts der antiken Bibliothek wurde vor zehn Jahren die neue Alexandrina errichtet: Ein Palast mit Meerblick, zweitausend Leseplätzen und Regalen für acht Millionen Bücher.

Fotos Magdalena Ebertz

Es ist eben schick, in die Bibliothek zu gehen

Mehr als nur die berühmteste Bibliothek der Welt: Die Bibliotheca Alexandrina versteht sich zehn Jahre nach ihrer Neugründung als Kulturzentrum, Diskussionsforum und als Ort, an dem junge Ägypter Medienkompetenz und Kritikfähigkeit erwerben können. Doch die Revolution hat auch für die Bibliothek nicht nur positive Folgen.

Von Magdalena Ebertz

Trotz der Feiern zum zehnjährigen Bestehen ist die Stimmung in der Bibliotheca Alexandrina derzeit nicht die beste unter den knapp 2500 Mitarbeitern. Denn seit dem Wechsel an der Staatsspitze herrscht für die Bibliothek ein Einstellungsstopp, frei gewordene Stellen werden seit eineinhalb Jahren nicht neu besetzt. „Die Bibliothek ist direkt dem ägyptischen Präsidenten unterstellt, der zurzeit andere Sorgen hat, als sich um Kultur und Bücher zu kümmern“, sagt Manar Badr, die Leiterin der Hauptbibliothek, bedauernd, aber verständnisvoll. Außerdem gingen Hunderte Angestellte der Bibliothek auf die Barrikaden – und dies wortwörtlich: Sie protestierten lautstark mit Plakaten auf dem Gelände, forderten mehr Festanstellungen und blockierten den Mitarbeiterzugang, so dass die Bibliothek immer wieder über mehrere Tage geschlossen bleiben musste.

Es gibt kaum eine Institution in Ägypten, in der seit der Revolution 2011 nicht aufgemuckt wurde. Mal streikten Lehrer an staatlichen Schulen, mal legten Arbeiter in den Fabriken des Landes ihre Arbeit nieder, gingen bei ihren Forderungen nach höheren Gehältern und mehr Mitsprache sogar so weit, dass sie das Management als Geiseln nahmen und niemanden in die Fabrik hinein- sowie herausließen. Das war vor gut zwei Monaten. Derzeit streikt und protestiert die Universitätsverwaltung der staatlichen Universität von Alexandria vor ihrem Gebäude an der Corniche, der stark befahrenen Uferstraße. Und jüngst besetzten Studenten der Amerikanischen Uni-

versität in Kairo den Campus und rebellierten gegen die Erhöhung der Studiengebühren, die bislang Jahr für Jahr von den meist gutbetuchten Studenten hingenommen wurde. Geist und Energie der Revolution stecken weiterhin in den Köpfen, die Enttäuschungen sitzen tief, Ungeduld macht sich breit. Viele Ägypter wissen jede Gesetzeslücke, jedes Machtvakuum auszunutzen. Illegale Bauarbeiten sind Tag und Nacht in Gang.

Von dieser Stimmung bleibt auch die Bibliotheca Alexandrina nicht verschont. So wird kräftig am Sessel des Bibliotheksdirektors gerüttelt, den viele zum alten Regime zählen, auch wenn er sich öffentlich lobend und stolz über die Revolution der ägyptischen Jugend äußert. Ismail Serageldin wird vorgeworfen, Gelder der Bibliothek veruntreut und verschwendet zu haben. Seit März dieses Jahres steht er mit weiteren Verantwortlichen vor Gericht. Das Verfahren gegen ihn soll im November fortgeführt werden. Serageldin will von dem dicken Bibliothekskonto, das Suzanne Mubarak, die ehemalige First Lady und „Schirmherrin“ der Bibliothek, verwaltet hat, nichts gewusst haben. Seit dem Sturz Mubaraks ist das Konto eingefroren und wird der Alexandrina wohl nicht so schnell zur Verfügung stehen.

Für den ausländischen Besucher ist von solchen Problemen im gigantischen siebenstöckigen Lesesaal und auf dem Platz vor der Bibliothek, zwischen Meeresufer und dem Campus der Universität, nichts zu spüren. Es ist Semesteranfang, die Studenten strömen zur Bibliothek, sitzen in Grüppchen im Schatten der Olivenbäume oder auf den Stufen vor der kleinen, schmucken Buchhandlung und den Cafés. „Es ist eben schick, in die Bibliothek zu gehen. Und da man hier alles in Gemeinschaft macht, besucht man auch gemeinsam die Bibliothek“, erzählt Manar Badr, die junge Leiterin der Hauptbibliothek, Tochter eines Ägypters und einer deutschen Lehrerin.

Im Hauptgebäude der Bibliothek herrschen angenehme Ruhe und kühle Temperaturen. Von dem Lärm auf ägyptischen Plätzen und Straßen ist nichts mehr zu hören. Betritt man den großen Lesesaal auf der Besuchergalerie, von der aus den Touristengruppen die symbolreiche Architektur des norwegischen Büros Snohetta erläutert wird, ist man tief beeindruckt. Die Atmosphäre des gigantischen Bauwerks ist kühl, die Temperaturen sind ebenfalls, doch die Nutzer der Bibliothek sorgen für die gewohnte ägyptische Wärme. An den Holztischen tuscheln und scherzen Studentengrüppchen miteinander, sitzen vor ih-

ren Laptops und durchstöbern ihre Facebook-Startseite, andere haben ihre Arbeitsmaterialien ausgebreitet, und ständig ertönt irgendwo ein Handyklingelton mit orientalischem Habi-bi-Geträller oder internationalem Hit. Das klingt nach einem lautstarken Gewusel, doch die einwandfreie Akustik des Lesesaals macht konzentriertes Arbeiten möglich. Außerdem sorgen Sicherheitsbeamte auf jedem Stockwerk für Ruhe und verweisen Kommunikationsbedürftige auf die Zwischengänge bei den Fahrstühlen, dem „Kompromissort“, an dem Telefonieren erlaubt ist. Fünf Gründe nennen die Studenten im Gespräch, die sie motivieren, durchschnittlich jeden zweiten Tag zum Arbeiten in die Bibliothek zu kommen: Recherche und Informationsbeschaffung, Internetzugang, Ruhe und Sauberkeit.

Der siebenstöckige Lesesaal umfasst über tausend Arbeitsplätze, die während der Öffnungszeiten, von 11 bis 18 Uhr, mehrheitlich belegt sind. Die Ebenen sind nach Studienfächern gegliedert: Geographie und Geschichte, Religionen, Literatur, Philosophie und Psychologie, Naturwissenschaften und Mathematik, Sprachen und Rhetorik und Sozialwissenschaften. Dazwischen befinden sich unter anderem auch eine Kunst- und Multimediabibliothek, Skulpturen und Gemälde, alte Druckmaschinen, die Taha Hussein Bibliothek für Blinde, Kartenmaterial sowie Zeitungen und Magazine. Auf jedem Stockwerk finden sich Helpdesks mit ausgebildeten Bibliothekaren, die bei der Recherche und dem Umgang mit Online-Katalogen und -Datenbanken behilflich sind. „Es gibt Bibliotheken an ägyptischen Universitäten, die sind völlig verstaubt, wenig nutzerfreundlich und vernachlässigt. Man kennt hier auch keine Bibliothekarusbildung. Meine Mitarbeiter durchlaufen alle eine interne Ausbildung“, erzählt Manar Badr stolz.

Sie bietet den Studenten auch monatliche Einführungskurse in das wissenschaftliche Arbeiten, wofür die Studenten dankbar sind. „Denn an den Universitäten in Ägypten passiert diesbezüglich wenig. Die Vermittlung von Informationskompetenz, Kritikfähigkeit sowie Leseförderung haben wir uns zur zentralen Aufgabe gemacht“, so Badr.

Gearbeitet und gelesen wird in der Bibliotheca Alexandrina dreisprachig: Arabisch, Eng-



Etwa 255 000 Bände sind zurzeit unter dem steil abfallenden Schrägdach des großen Lesesaals frei zugänglich. Eine weitere Million Bücher, überwiegend Spenden, lagern in Magazinen.

lish und Französisch. Auf Ebene E stehen aber auch zwei Regalreihen mit deutscher Literatur. Werke von Schiller, Heine, Dürrenmatt auf Deutsch, aber auch auf Spanisch oder Italienisch oder gar Goethes „Faust“ auf Arabisch fallen in den Blick. Ganz links unten im Regal steht der zwölfte Band der „Frankfurter Anthologie“, eine Spende aus Paris. Überhaupt hat die Bibliothek für ihren Bestand von etwa 1,3 Millionen Bänden vorwiegend aus Spenden geschöpft. Zurzeit sind etwa 255 000 Bücher im

großen Lesesaal zugänglich. Überraschungen gibt es in der Sondersammlung.

Bereits wenige Minuten nach der Bestellung aus dem Magazin hat man Hitlers „Mein Kampf“ auf einem der edlen, honigfarbenen Arbeitstische vor sich liegen, auf Deutsch. Das Buch ist in Ägypten keine Seltenheit, denn an allen Straßenkiosken kann man es auf Arabisch kaufen. Nicht nur in ländlichen Gegenden kann es passieren, dass die Taten „General Hitlers“ äußerst positiv kommentiert werden. Doch Manar Badr hat dafür gesorgt, derartige Bücher nicht im Lesesaal stehen, sondern bestellt werden müssen. „Viele unserer Nutzer gehen davon aus, dass nur gut sein kann, was bei uns in den Regalen steht. Die Mitarbeiter sind bei der Herausgabe von „Mein Kampf“ verpflichtet, anzumerken, dass es mit kritischem Geist und Hintergrundwissen gelesen werden sollte.“ Auch Salman Rushdies „Satanische Verse“ sind in der Bibliotheca Alexandrina zugänglich, liegen aber im Magazin. „Wir wollen verhindern, dass unsere Bücher durch religiöse Fanatiker zu Schaden kommen“, sagt die Bibliothekarin.

Mit ihrer modernen Ausstattung versteht sich die Bibliothek auch als Konferenz- und Kulturzentrum. Sie unterhält eigene Orchester, die neben ägyptischer Folklore auch die Werke klassischer europäischer Komponisten auf die Bühne bringen. Mehrmals wöchentlich laden Konzerte, Theateraufführungen oder Podiumsdiskussionen zum Besuch in die „Great Hall“, die über 1500 Personen fasst, oder in das „Small Theater“ im Konferenzzentrum der Bibliothek ein.

Auch aktuelle gesellschaftskritische Themen finden hier ein Forum. Manar Badrs Mitarbeiter wollen schon bald eine Aktionswoche „Gewalt gegen Frauen“ gestalten. In Kooperation mit den Vereinten Nationen nehmen sie den Internationalen Tag gegen Gewalt an Frauen am 25. November zum Anlass für Konferenzen, Diskussionsrunden, Workshops und künstlerischen Aktivitäten zum Thema. Das Team um Manar Badr hat einen Foto- und Kurzfilm-Wettbewerb ausgerufen, die eingereichten Werke sollen im Internet veröffentlicht werden. Leider hat das Thema „Gewalt gegen Frauen“ an Bedeutung gewonnen, da sexuelle Übergriffe gegen Frauen in der Öffentlichkeit zunehmen. Seitdem die Präsenz von Polizisten auf den Straßen rapide abgenommen hat, ist die Kriminalitätsrate gestiegen. Frauen wird empfohlen, abends nicht mehr allein unterwegs zu sein. Auch das gehört zu den Folgen der Revolution.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Marcel Reich-Ranicki

Rolf Bossert

Marie Luise Knott

Lied

Einen Reim auf diese Welt

Wohin mich mein Weg heute führt:
Ich weiß es am Morgen noch nicht.
Am Abend dann, peinlich berührt:
Auf der Milchstraße wieder kein Licht!

Verbotsschilder sprechen für sich.
Und dennoch: Ich pfeif aufs Verbot!
Im Sternenwald füttere ich
Den Großen Bären mit Brot.

So treib ichs seit einiger Zeit.
Dem Herrgott begegne ich kaum,
Ein paarmal nur seh ich ihn weit
Verloren im krummen Raum.

Langsam kommt dann die Müdigkeit auf:
Ich habe das Trampen verlernt.
Ich schlage mein Himmelszelt auf,
Einen Steinwurf vom Weltall entfernt.

Am 24. September 1977 berichtete der damals 25-jährige Rolf Bossert in einem Prosagedicht, er lebe derzeit in Bukarest mit seiner Frau und seinen zwei Kindern auf knapp 20 Quadratmetern. Trotz zahlreicher Eingaben bei den Behörden sei ihm das dritte Zimmer der Wohnung bislang nicht zugewiesen worden. „Nun schreibe ich ein Gedicht“, endet der Text des Rumänien-deutschen. „Ich habe unbegrenztes Vertrauen in die Macht der Poesie.“ Obwohl die Zeilen unveröffentlicht blieben, wurde ihm wenig später das dritte Zimmer zugewiesen, und so notierte er am 21. Dezember 1977: „womit bewiesen ist, daß auch unveröffentlichte Gedichte die Realität, aus der sie schöpfen, verändern können.“ Ob ein auf Deutsch verfasstes Gedicht auf eine Umgebung einwirken kann, in der Rumänisch gesprochen wird?

Von Macht und Ohnmacht der Poesie handelt auch Bosserts „Lied“. Gleich im ersten Satz bricht das Lyrische Ich auf ins Ungewisse, das jedem Morgen seine Hoffnung verleiht. Das Tagwerk jedoch – das Dichten – bringt nicht die gewünschte Erhellung über das In-der-Welt-Sein: „Auf der Milchstraße wieder kein Licht“.

Der Weg ist von Verboten beherrscht. Keine Freiheit, nirgends. Schlimmer noch: Die Verbotsschilder stehen nicht etwa schweigend da, nein, sie sprechen – aber nur für sich; sie lassen nicht mit sich reden. Das lyrische Ich geht seinen Weg; es pfeift auf die Unterdrückung; bei dem Ort, zu dem hin das Ich unterwegs ist und an dem

die Verbotsschilder keine Geltung haben, handelt es sich um die „Milchstraße“ der Dichterworte, von denen Goethe einst schrieb: „Wisset nur, daß Dichterworte / Um des Paradieses Pforte / Immer leise klopfend / Schweben, / Sich erbittend ewiges Leben.“ Statt sich also von den staatlichen Zwängen bestimmen zu lassen, treibt das Ich im „Lied“ salopp gesprochen sein eigenes Ding; es füttert seinen Großen Bären „mit Brot“ – mit dem biblischen Manna, das Überwindung des irdischen Daseins verheißt.

In Zeiten totaler Unterdrückung, denn um die geht es im Gedicht, bedarf es offensichtlich zahlreicher Luftwurzeln, will der Einzelne sich die Fähigkeit zum Dialog mit sich selbst erhalten. Gott, der einst Allmächtige, wacht längst nicht mehr über die Menschen vom Himmel herab, er ist ein alter Mann, der selbst – fern und einsam – im erdgekrümmten Himmelszelt lebt. Sein Reich wird nicht kommen. Es ist nurmehr von dieser Welt. Doch das Ich im Gedicht hat „das Trampen verlernt“; es wird sich von keinem fremdgesteuerten Vehikel mehr mitnehmen lassen, egal ob das Gefährt Partei, Proletariat, Weltfriede oder Sozialismus heißt.

Rolf Bossert, geboren 1952, war ein Dichter der „Aktionsgruppe Banat“. Wie Herta Müller, Richard Wagner oder Ernest Wichner ist er aufgewachsen mit dem veralteten Schwabendeutsch seiner Eltern. Sie alle brachten das „Brot“, also die Dichterworte ihrer Freunde und anderer Dichter, lebensnotwendig; und so hallt in Rolf Bosserts „Lied“ neben Ingeborg Bachmanns „Anrufung

des Großen Bären“ auch Trakls „Enkelkind, das Milch und Sterne trinkt“ und vor allem Nelly Sachs' Prolog aus der „Sternverdunkelung“ nach. Darin beschwört die Dichterin den Erhalt des „Weltalls der Worte“, denn Worte könnten, wie es dort heißt, „die Horizonte in die wahren Himmel rücken“ und in der Finsternis der Nacht „die Sterne gebären helfen“. Bei Bossert behaust sich das Ich einen „Steinwurf“ entfernt von jenem Weltall, wo alles Weltliche einmal geborgen war.

Es macht die Zeitlosigkeit von Dichtung aus, dass der gelungene Vers eine Gefühlssaiten anschlägt, die dann – einmal in der Welt – durch die Zeiten weiter-schwingen kann. Das „Lied“, 1979 geschrieben, verströmt eine verzweifelte Heiterkeit, die sich nicht zuletzt der Form verdankt: Inmitten der finsternen Zeiten macht sich der Text einen klassischen Kreuzreim auf diese Welt, und das Versmaß sorgt für den nötigen Schwung, denn der Daktylus ist für den Versbau, was der Dreivierteltakt für den Tanz ist. So bleibt die Hoffnung mitten unter uns. Vielleicht. Für Rolf Bossert verfinsterten sich die Zeiten in Rumänien. 1985 gelang ihm mit seiner Familie die Ausreise in die Bundesrepublik. Am 17. Februar 1986 nahm er sich in Frankfurt am Main das Leben. Am 16. Dezember 2012 hätte der Dichter seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert.

■ **Rolf Bossert: „Ich steh auf den Treppen des Winds“.** Gesammelte Gedichte. Herausgegeben von Gerhard Csejka. Schöffling Verlag, Frankfurt am Main 2006. 352 S., geb., 24,90 €.